

MASSIMO GEZZI

ADRIATICA

ROMAN

AUS DEM ITALIENISCHEN VON CHRISTIANE BURKHARDT



NONSOLO

LESEPROBE



MASSIMO GEZZI

ADRIATICA

ROMAN

AUS DEM ITALIENISCHEN VON
CHRISTIANE BURKHARDT



Adriatica

© 2026 *nonsolo* Verlag, Freiburg

Erste Auflage, September 2026

Titel der italienischen Originalausgabe: *Adriatica*

Copyright © Massimo Gezzi, 2025

Published by arrangement with Walkabout Literary Agency

Lektorat: Irene Pacini

Satz und Layout: WOERDESIGN

Mit Unterstützung der Schweizer Kulturstiftung
Pro Helvetia.



Printed in Germany

ISBN 978-3-947767-36-6

MASSIMO GEZZI

ADRIATICA

Für Daniela (das ist ja wohl das Mindeste)

Emilie

1.

„Dabei bist du mir am Anfang total auf den Sack gegangen!“

Das brülle ich ihr einfach so von hinten ins rechte Ohr.

„Verstanden, du kleine Bitch? Auf die Eierstöcke.“

Sie lacht nur. Lacht dieses wunderbare Lachen, während ihr der lauwarmer Fahrtwind das Haar zerzaust, das sich in meine Nase, zwischen meine Augenlider verirrt. Ich liebe diese Haare. Diesen Duft nach frisch gebackenem Brot. Ohne dich kann ich nicht leben, ich wäre tot, mausetot, würde ich ihr am liebsten sagen, wenn der Lärm nicht so höllisch wäre. Aber eigentlich muss ich das gar nicht, weil sie es auch so weiß. Das ist auch der Grund, warum sie vorhin gelacht hat. Jetzt dreht sie sich um und sagt, dass wir nach Natalino Ausschau halten könnten.

„Nein, der Arme!“, erwidere ich. Doch sie ist fest entschlossen: Heute Abend steht Natalino auf dem Programm.

Natalino ist der Dorfdepp. Sogar im Sommer läuft er im dicken Mantel, mit dreckiger Unterhose und einer Zigarre im Mund herum, aber das ist auch alles, was er am Leib trägt. Über seine Vergangenheit kursieren die wildesten Gerüchte. Er hat seinen Sohn umgebracht, glaubt Carlo. Den Sohn, den er laut Marco mit seiner Schwester gezeugt haben soll. Das reinste Horrorkabinett! Doch wenn er mit seinem bis obenhin zugeknöpften Mantel und seiner Zigarre, deren Gestank man schon Meter gegen den Wind riechen kann, das Haus verlässt, zieht er die Leute magisch an. Wer ihn sieht, muss ihn einfach provozieren. Man braucht nur seinen Namen zu brüllen, und schon fängt er an zu brabbeln. Brüllt man erneut, wird er lauter. Beim dritten Mal beginnt auch er zu fluchen und zu brüllen, die Arme neben dem Körper, die

Fäuste geballt und die wie ein Schornstein qualmende Zigarre zwischen den Lippen. An manchen Abenden suchen wir ihn in den Nebenstraßen des Zentrums und ärgern ihn so lange, bis er anfängt, wie verrückt zu rennen. Dann gehen wir mit dem Roller auf eine neue Suchrunde, und wenn wir ihn dann ein zweites Mal treffen, erkennt er uns und beginnt zu zetern. So geht das über eine halbe Stunde lang, während man den stinkenden Zigarrenqualm Natalinos in der Nase hat, was einen an diesem Abend, in dieser halben Stunde, vor dem kosmischen Nichts und der hiesigen Langeweile rettet.

Und so kommt es, dass Giada jetzt durch die Via Caetani fährt, wo Natalino wohnt, um zu gucken, ob wir ihn finden.

Nach der ganzen Scheiße heute Abend ist mir alles recht. Meine Augen sind noch immer ganz verweint und meine Kehle ganz heiser vom vielen Geschrei. Sogar die Nachbarn von gegenüber konnten mich hören: Ich habe gesehen, wie da drüben in zwei, drei Küchen das Licht anging, während ich ebenfalls in der Küche stand und meine Mutter beschimpfte, nachdem sie mir gesagt hatte, dass ich sie anekle. Ich soll sie anekeln? Eine betrunkene Versagerin erzählt mir, dass ich sie anekle? Ich kann es kaum erwarten, Abitur zu haben. Dann werde ich meine sieben Sachen packen und diese Scheißwohnung für immer hinter mir lassen, dieses Geschrei und die Worte dieser blöden Kuh vergessen.

Früher war meine Mutter nicht so. Als wir noch den Kiosk hatten, war sie immer sehr schön und gepflegt. Ich war begeistert, wenn sie nach Hause kam und sich Papierduft mit ihrem Duft mischte. Bereitetete sie das Abendessen zu, war unsere Wohnung der reinste Dufttempel. Damals war sie glücklich. Und ich war es auch, andererseits ist man das als Kind immer bis zu einem gewissen Alter. Dann fängt die ganze Scheiße an. Wenn man immer mehr aus der Form geht, immer hässlicher wird, eine Karikatur des Mädchens auf den alten Fotos, die man einfach nicht mehr aus dem Kopf bekommt. Früher konnte man die wenigstens

noch wegwerfen, zerreißen, verbrennen. Will man heute ein Foto vernichten, muss man alle Leute umbringen, denen es die Mutter geschickt hat, aber letztlich ist auch das umsonst, weil diese verdammten Bilder von irgendwoher auf Milliarden von Bildschirmen wieder auftauchen – auch dann noch, wenn man selbst samt allen Verwandten längst krepirt ist. Damals ging alles den Bach runter. Die Vorpubertät. Ein paar Zentimeter Busen. Die erste Monatsblutung. Und peng! fiel die Familie Catizzi auseinander! Wie oft habe ich mir eingeredet – wie ich Giada einmal gestand, die jetzt leise vor sich hinsingt –, dass ich bloß weiterhin so idiotisch hätte lächeln müssen wie auf diesen Scheißfotos von meiner Mutter, und sie hätte den Kiosk noch. Auch mein Vater würde dann nach wie vor bei uns wohnen. Oft, zu oft vermutlich. Doch ich bin mir ziemlich sicher, dass dem nicht so ist. Aber jetzt reicht's, ich kann einfach nicht mehr. Die Zeit lässt sich nun mal nicht zurückdrehen. Sobald ich kann, werde ich fortgehen, dann können mich alle mal, Männlein wie Weiblein. „Puh, ich fürchte, Natalino ist heute Abend nirgends aufzutreiben“, sagt Giada mit einer Dreivierteldrehung ihres Kopfes.

„Komm, fahren wir zum Trinity.“

„Oh no, das zieht mich voll runter, du weißt doch, wie ich dieses Lokal hasse.“

Natürlich weiß ich das, *compañera*. Jetzt, wo sie angefangen hat, sich für Politik zu interessieren und Teil eines Kollektivs geworden ist, will sie nirgendwo mehr hingehen, alle sind nur noch Faschisten und Spießler, die vom Erdboden getilgt werden müssen. Ganz unrecht hat sie nicht, bei dem Fascho, dem das Lokal gehört, aber na ja. Da dürften wir auch heute Abend mal wieder am Strand landen und kiffen.

„Wie wär's, wenn wir zum Strand fahren, Emi?“ Peng! Hab ich's nicht gesagt?

„Aber ich habe heute Abend keinen Bock, was zu rauchen, Già. Ich bin schlecht drauf.“

„Ich nicht!“ Sie setzt den Blinker und biegt zur Strand-

promenade ab. So viel zum Thema weibliche Solidarität. Aber ich schaffe es einfach nicht, ihr böse zu sein, und vielleicht heitert mich diese Verrückte mit ihrem verrückten Gequatsche ja wieder ein bisschen auf.

Diese Strandzunge ist ein magischer Ort. Vielleicht liegt es ja am köstlichen Gestank der Kläranlage nebenan – auch wenn man nicht so recht weiß, was die da eigentlich klärt: Wenn das sauberes Wasser sein soll, ist Giada noch Jungfrau –, vielleicht aber auch daran, dass hier niemand herkommt und man ungestört reden kann, ohne Angst haben zu müssen, dass sich jemand einmischt. Hier habe ich jedenfalls schon Dinge erzählt, die ich nirgendwo sonst erzählt habe. Natürlich bloß ihr. Und umgekehrt hat mir auch sie alles erzählt, woraufhin ich jedes Mal voller Sehnsüchte und seltsamer Fantasien nach Hause gekommen bin. Heute hoffentlich nicht, bitte nicht! Heute kann sie sich hoffentlich beherrschen.

Sie zieht Schuhe und Strümpfe aus.

„Mir ist kalt“, sage ich.

Sie schaut mich wieder mal so schräg von der Seite an, mit diesem unwiderstehlichen Blick.

„Na gut.“ Ich ziehe mir ebenfalls Schuhe und Strümpfe aus.

Giada geht in den Schneidersitz. Ihr grüner Schal aus zerknitterter Baumwolle lässt sie im Halbdunkel jünger wirken. Manchmal ist es wunderschön, sich hier zu mustern und fast nicht wiederzuerkennen. Oder in den Umrissen, die man vor sich hat, jemand ganz anderen zu sehen. So wie damals, als sie mich total zugehöhnt Concetta genannt und behauptet hat, ich hätte auf einmal eine ganz andere Nase und meine Haare wären jetzt länger und lockiger. Da war sie echt hackedicht.

„Zu Hause mal wieder einen Scheißabend gehabt?“

„As usual“, sage ich kurz angebunden.

„Aber heute war es noch schlimmer als sonst?“

Sie lässt einfach nicht locker.

„Jaja, sie hat mir doch tatsächlich gesagt, dass ich sie anekle,

verstehst du? Die säuft jeden Abend eine Flasche Wein und drei oder vier Liköre, stinkt schon von Weitem nach Alkohol, aber ich soll diejenige sein, die eklig ist?“

„Hast du ihr das gesagt?“

„Was?“

„Dass sie dich anekelt.“

„Nein.“

„Sehr gut.“ Sie nimmt meine Hände.

Von wegen!, würde ich am liebsten sagen und sie wie eine Wrestlerin in den Sand werfen. Stattdessen umarme ich sie. Und versuche, die Tränen zurückzudrängen, die mir diese Bitch irgendwie immer in die Augen treibt, verdammt!

„Deine Mutter liebt dich.“

„Und wie die mich liebt.“

„Sie weiß nur nicht, wie sie es dir sagen soll. Sie hat Angst, dass es wie eine Lüge klingt, wenn sie es offen ausspricht.“

„Es ist auch eine Lüge, Già.“

„Es geht ihr nicht gut, Emi. Sie hat Depressionen.“

„Und deshalb darf sie mich behandeln wie ein Stück Scheiße, das man das Klo runterspült?“

„Quatsch! Aber im Moment ist es halt echt schwierig. Ihr werft euch Dinge an den Kopf, die gar nicht so gemeint sind.“

„Ich meine alles, was ich sage, genauso, wie ich es sage.“

„Du findest also, dass deine Mutter ein Stück Scheiße ist? Nach all dem, was sie mitgemacht hat?“

„Puh ... können wir bitte über was anderes reden? Ich bin aus der Wohnung, um nicht mehr darüber nachdenken zu müssen. Bitte!“

Sie lockert ihre Umarmung und schaut mir ins Gesicht. In die Augen. Eine ganze Weile.

„Wollen wir was rauchen?“ Sie lacht.

„Du kannst schon mal anfangen, den Joint zu drehen.“ Mit dem Jackenärmel trockne ich meine Tränen.

Wäre ich ein Mann, würde ich mich allein deswegen in sie

verlieben: Es ist, als würde sie eine heilige Handlung begehen. Einen geheimnisvollen Code entschlüsseln. Einen Etruskerschatz ausgraben. Einen Zaubertrank mischen. Dabei leckt sie bloß das Paper an, nachdem sie Gras und Tabak darauf verteilt hat – mit den winzigen, exakten Bewegungen einer Musikerin: Joint, Opus 231. Letztlich ist es ein Ritual und das muss auch so sein. Es wäre einfach nicht dasselbe, wenn sie dabei kichern würde wie nachher, wenn sich die Zunge lockert und das Grinsen auf beiden Seiten drei, vier Zentimeter breiter wird.

Sie zündet ihn an und nimmt den ersten Zug. Nach ein paar Sekunden stößt sie Rauch aus und gibt ihn mir. Auch ich nehme den ersten Zug und muss husten wie eine blutige Anfängerin.

Da ist es schon, ihr erstes Kichern.

„Scheiße noch mal, was hast du denn da reingetan? Schießpulver?“

Giada lacht und legt das Gesicht auf ein Knie. Sie betrachtet das Meer, dessen kleine Wellen träge an den Strand rollen. Eins, zwei, schhhhh. Dann herrscht lange Stille. Eine samtene Stille, die sie aber bald unterbricht. Hoffentlich sagt sie nicht ...

„Wir sind Freundinnen, stimmt’s?“

„Nein“, erwidere ich erleichtert. „Wir sind Mann und Frau.“

Jetzt kichert sie. Ich habe ein körperliches Bedürfnis nach diesem Geräusch. Ich habe das Bedürfnis, es aufzusaugen, damit es Lunge, Herz, das ganze Leben weitet.

„Los, spiel ein bisschen Musik. Für ein bisschen Atmosphäre“, sagt sie, nachdem sie sich wieder gefangen hat.

Ich öffne Spotify, aktiviere meine Wut-Playlist, und es ertönt ein Song von Rancore.

„Nein, ich flehe dich an, bitte nicht Rancore. Das pack ich heute Abend nicht.“

Ich drücke den Song weg.

„Ist Kid Yugi okay?“

„Hm, schon besser ... Sag, wollen wir heute Abend ein Spiel spielen?“

„Hilfe, ich habe jetzt schon Angst.“

„Nein, nichts Schräges. Wir nehmen jetzt noch zwei Züge und dann geht es los und zwar folgendermaßen: Wir erzählen uns, was wir sonst niemandem erzählen würden.“

Oh Gott, Wahrheit oder Pflicht, ich hasse das! Müsste ich wirklich die Wahrheit sagen, würde ich es bestimmt nicht schaffen, alles auszusprechen, was mir so durch den Kopf geht. Damals, bei Marco, war das eine Katastrophe. Als ich ihm gesagt habe, dass ich auf ihn stehe, und seine Reaktion aus einem Lachkrampf bestand, ausgerechnet in dieser Scheißzeit ... Es fällt mir immer noch schwer, ihn zu grüßen, obwohl es schon so lange her ist.

„Nein, Già, ich bitte dich! Außerdem weißt du sowieso schon alles über mich.“

„Das glaub ich nicht, das geht gar nicht. Ich weiß, dass du in deinem wütenden Köpfchen noch was vor mir verbirgst.“

Fanculo la questura, sto eludendo la tua indagine ... Scheiß auf die Polizei, ich entzieh mich deinen Ermittlungen ..., singt Kid Yugi gerade. Der Song kann einem richtig Angst machen. Ich verberge jede Menge, und ob ich das tue! Einen ganzen Ozean aus Wut. Eine Pyramide aus Panik.

„Wie dem auch sei ...“ Sie schaut mich verschmitzt an. „Ich muss dir was total Wichtiges sagen. Aber du fängst an.“

Wie fies, verdammt! Sie weiß wirklich, wie sie mich kriegen kann.

„Nein, sag's mir einfach und gut!“ Inzwischen breitet sich das Schießpulver fröhlich in meinen Venen aus. Es verlangsamt den Herzschlag, beschert mir weiche Knie und lockert mir die Zunge. Sie nimmt noch einen Zug und grinst: „Du bist dran“, flüstert sie.

„Joint her!“, befehle ich und zeige darauf. „Bier haben wir keines?“

„Nein, aber falls ich noch laufen kann, kauf ich welches.“ Sie steht auf und geht zur Straße.

„Geld“, sage ich.

„Mach du dir lieber Gedanken über dein Geheimnis“, entgegnet sie schon deutlich kleiner geworden, und wankt zu Leos Bar.

Was denk ich mir jetzt aus? Ich habe keine Lust, in der Vergangenheit zu wühlen. Das mit dem Blowjob vor zwei Jahren ist schon uralt, wen juckt das noch. Sie am allerwenigsten, sie hat es faustdick hinter den Ohren. Und diese andere Sache kann ich ihr nicht sagen, sonst denkt sie noch schlecht von mir. Ich will nicht, dass ausgerechnet sie mich verurteilt – die Einzige, die mir das Gefühl gibt, etwas anderes als ein Stück frei flottierender Scheiße zu sein. Das geht nur mich etwas an. Außerdem reicht's mir, ich hab beschlossen, damit Schluss zu machen. So wie es angefangen hat, wird es auch enden, ohne dass jemand davon erfährt. Von meinem Vater, von meiner Mutter weiß sie längst alles. Auch von meiner Todessehnsucht. Einmal hat sie sogar meine Wunden am Handgelenk verarztet. Ich denk mir einfach irgendeinen Scheiß aus. Diese andere Sache will ich ihr nicht sagen. Pass auf, dass du dich nicht verplapperst, Emi. Außerdem dürfte sie bluffen. Sie wird mir wieder mal erzählen, dass sie x oder y gefickt hat, das Übliche halt. Obwohl, ob das mit Giacomo geklappt hat, darüber würde ich schon gern mehr wissen. Was soll sie mir sonst erzählen? Etwas, das ihre Zukunft betrifft? *Oh no*, sie wird mir doch hoffentlich nicht sagen, dass sie weggeht, mit ihrer Familie wegzieht? Bitte, bitte, alles, nur nicht das. Meine Güte, jetzt hat mich diese Bitch aber total nervös gemacht! Da ist sie ja, mit ihren Haaren, die im Schein der Straßenlaternen tanzen. Sie wird immer dunkler, kommt immer näher. Und hat zwei große Bier in der Hand. Was soll ich mir bloß ausdenken? Was soll ich ihr bloß sagen, verdammt nochm...

„Bist du soweit?“, brüllt sie schon, als sie noch mehrere Meter weit weg ist.

„Was schulde ich dir?“ Zeit schinden, ablenken.

„Dein Geheimnis.“

Mist, es gibt kein Entkommen.

„Los, zuerst du, dann erzähl ich dir auch was, das ich noch nie jemandem erzählt habe, versprochen!“

„Nein, nein, nein, Emilie Catizzi. So sind die Regeln nun mal.“

„Aber die Regeln bestimmst du oder was?“

„Die Regeln bestimmt der, der das Spiel erfindet. *Mussolini docet.*“ Sie lacht und bittet mich um den Joint, der mir inzwischen ausgegangen ist. Ich gebe ihn ihr. Es sind noch zwei, drei Züge übrig. Prost! Kaltes Peroni enttäuscht nie.

Giada rülpsst laut und beginnt erneut zu kichern. Vielleicht habe auch ich damit angefangen. Ich erwidere das Rülpsen. Jetzt sind wir soweit. Da kommt die Wärme, die mich erneut zur Welt bringt. Die Wonne, in diesem Sand zu versinken, das Glück, mich als Schwester der Sterne in der Ferne zu fühlen, der Lichter auf der Mole, die da hinten im Dunkeln flackern. Das Gefühl hält nicht lange an, nur einen Abend, aber solange ich es spüre, solange fühle ich mich gut. Ich atme tief ein. Es duftet nach Meer und stinkt nach Kanalisation. Sogar das mag ich in diesem Zustand.

„Also?“ Wie immer, wenn die Mischung aus Gras und Alkohol ihre Wirkung entfaltet, legt sie sich auf den Rücken.

„Also, also ...“ hebe ich an.

„Denkst du dir etwa nur was aus?“

„Nein, nein!“ Doch mein Protest ist zu auffällig, sie hat mich auf frischer Tat ertappt, meine Selbstbeherrschung löst sich in Luft auf und ich kriege einen Lachkrampf. Wir lachen gemeinsam.

„Leg dich hin und erzähl, sonst schlaf ich noch ein“, sagt Giada. Sie hat die Füße übereinandergeschlagen und die Arme v-förmig ausgestreckt.

„Also ...“ Und während ich über irgendeinen Quatsch nachdenke, zu dem mir aber nichts Konkretes einfällt und der bestimmt nicht überzeugend klingt (welches Abenteuer könnte sie schon beeindruckend?), entwischt mir etwas, das ich schon oft gedacht habe, aber bisher nie in Worte, Sätze, Laute fassen konnte. Es ist eher ein Summen. Ein Knick, den ich zwischen den

Seiten verstecken wollte, der mir aber jetzt, wo ich das Buch an einer x-beliebigen Stelle aufschlage, ins Auge springt.

„Na ja, Già, wenn du wirklich hören willst, was ich dir noch nie gesagt habe ... Ich ... Ich beneide dich.“

Schweigen. Endloses Schweigen.

„Entschuldige, hab ich dir wehgetan?“

Sie wendet mir das Gesicht zu und lächelt. „Quatsch. Erzähl weiter.“

„Na ja, das überkommt mich manchmal, wenn ich sehe, wie du immer alles hinkriegst: in der Schule, bei den Jungs ... Ich freu mich natürlich für dich, weil du ein wunderbarer Mensch bist und es verdienst. Aber manchmal, ich weiß auch nicht, da beneide ich dich. Wie kann es sein, dass bei ihr nie was schiefgeht?, denke ich dann. Wie kann es sein, dass nur ich immer so von Pech verfolgt bin? So was halt. Und ab und zu – ab und zu habe ich auch mal gehofft, dass bei dir ebenfalls was schiefgeht. So. Jetzt ist es raus.“

Sie rührt sich nicht. Dann dreht sie langsam den Kopf und mustert mich. Sie mustert mich eindringlich. Doch statt den Mund aufzumachen und etwas zu sagen, das ich nicht hören möchte, lacht sie. Sie schenkt mir dieses wunderschöne Lachen, das mir schon so oft den Abend gerettet hat. Vielleicht sogar das Leben.

„Warum lachst du?“, frage ich.

„Ich lach nicht. Ich hab dir zugehört.“

„Bist du jetzt enttäuscht von mir?“

„Aber Emi, was redest du denn da?“

„Na ja, ich hab dir schließlich gesagt, dass ich dir ab und zu etwas Pech wünsche.“

„Das wünsch ich mir auch, weißt du.“

„Was?“

„Ein bisschen Pech.“ Sie stützt sich auf einen Ellbogen. Und nimmt einen großen Schluck. Dann spricht sie weiter: „Weißt du, ich bin fast neunzehn. Bis vor ein paar Jahren habe ich gar nichts gecheckt. Mein Leben kam mir ganz normal vor, wie das anderer Mädchen. Höchstens ein bisschen langweilig.“

Meine Güte, ausgerechnet ihr Leben soll langweilig sein?

„Dann ist mir so einiges klargeworden. Und da habe ich mich zum ersten Mal von außen gesehen.“

„Komm schon, von außen bist du gar nicht mal so schlecht.“

Da ist es wieder, dieses Lachen. Aber diesmal hat es etwas Trauriges. Sie strahlt nicht so wie sonst. Um ihre Augen zuckt es.

„Nach und nach habe ich verstanden, dass du recht hast. Ich bin privilegiert. Meine Eltern sind relativ wohlhabend, die Jungs stehen auf mich, in der Schule komme ich auch problemlos mit ... Manchmal frage ich mich, warum? Warum ich, während andere Mädchen nicht das Glück haben.“

Jetzt wiegt das Schweigen doppelt schwer. Meeresrauschen ist zu hören. Warum sie, während andere Mädchen ... Dreimal darf man raten, wen sie mit „andere Mädchen“ meint, aber ich habe schließlich selbst damit angefangen, also ...

„Jetzt habe ich dir wehgetan. Tut mir leid, damit meinte ich nicht, dass ...“

„Ach Quatsch, ich habe ja selbst gesagt, dass ich immer von Pech verfolgt bin.“

„Aber nein, Emi, das habe ich nicht gemeint. Du weißt, wie sehr ich dich mag und wie gern ich dir helfen würde, wenn ...“

„Wenn was? Wenn meine Mutter mir ihren ganzen Hass vor die Füße kippt? Wenn sie mir sagt, dass sie mir keine fünf Euro geben kann, weil wir pleite sind und mein Vater mit den Zahlungen in Verzug ist? Wenn Edo mir sagt, dass ich aussehe wie ein rosa Barbapapa und mich auf Insta lächerlich macht? Oder wenn dieser Arsch von Postacchini mir in der Schule das Gefühl gibt, geistig behindert zu sein, weil ich dieses Scheiß-*The* nicht richtig aussprechen kann? Wann würdest du mir gerne helfen, Già? Und vor allem wie?“

Peng! Das war's. Jetzt hab ich's endgültig versaut. Und zu allem Überfluss kommen mir auch noch die Tränen. Ihr könnt mich alle mal!

„Emi ...“

„Von wegen Emi! Ich bin am Ende, ich kann einfach nicht mehr, ich bin so tief gesunken, dass ich meine Brüste gefilmt und sie einem Perversling geschickt habe, um wenigstens von irgendjemandem ein bisschen Anerkennung zu bekommen!“ So. Jetzt ist es raus. „Du wolltest mein Geheimnis hören? Da hast du's, scheiße nochmal!“

Dann muss ich so sehr schluchzen, dass ich nicht weiter-sprechen kann. Diesmal lasse ich meinen Tränen freien Lauf. Deswegen versteh ich die nächsten zwei Minuten nicht, was sie sagt, nehme nichts anderes wahr als meine lächerlich weinerliche Stimme und den Rotz, der mir aus der Nase läuft, sich mit dem Geschmack von Bier und Gras vermischt. Echt lecker. Dann verebbt mein Schluchzen, nicht zuletzt, weil sich Giada aufgesetzt hat und mich von hinten umarmt, sie hält mich ganz fest, und ich erwidere ihre Zärtlichkeit so gut es eben geht, während ich halb im Sand liege. Ich klammere mich an ihren Arm und drücke ihn so fest, dass mir nach einer Weile die Finger wehtun. Langsam beruhige ich mich wieder und atme tief durch. Zweimal, dreimal sage ich „Scheiße“ und versuche, das Schluchzen zu unterdrücken, das sich mir immer mal wieder entringt.

„Entschuldige, Emi ...“

„Nein, nein, du hast nichts damit zu tun.“

„Oh doch. Ich war schrecklich. Ich wollte dir nicht wehtun, verdammt! Ich hab dich wahnsinnig lieb. Das weißt du doch oder?“

Ja, das weiß ich, und ich danke den Sternen, die in meinen Tränen explodieren, dass es dich gibt. Das sage ich ihr auch. Sie hält mich nach wie vor fest. Dann setzt sie sich vor mich hin und nimmt mein Gesicht in beide Hände.

„Emi ... du hast da vorhin was gesagt.“

„Was denn? Das mit den Brüsten?“

„Ja. Wie muss ich das verstehen? Ich will mich nicht in deine Angelegenheiten einmischen, aber du hast mir Angst gemacht.“

Na ganz toll, Emi. Jetzt musst du ihr alles erzählen. Und dir vielleicht sogar in ihrer Gegenwart blöd vorkommen.

„Du musst es mir nicht sagen, wenn du nicht willst, aber wenn du das Bedürfnis hast ...“

„Ich hab totalen Scheiß gebaut, Già. Ich hab die Kontaktanfrage eines Typen bei Insta angenommen, der mir Komplimente gemacht und mir gesagt hat, dass er mich toll findet. Dann hat er mich gebeten, mich auszuziehen und ich hab Nein gesagt. Aber er hat nicht lockergelassen, immer wieder geschrieben, wie scharf er mich findet ... und irgendwann hab ich ihm zwei, drei Videos geschickt.“

„Oh Gott, Emi.“

„Ich bin blöd, ich weiß. Zu allem Überfluss bin ich auch noch blöd.“

„War dein Gesicht darauf zu erkennen?“

„Ein Teil vielleicht. In einem der Videos sieht man kurz eine Gesichtshälfte, als ich meinen BH ausziehe. Aber nur die Hälfte. Das war total scheiße, Già, ich weiß. Er hat mir irgendwie das Gefühl gegeben, schön zu sein. Schon seit Jahren beachtet mich keine Sau, ich hab's einfach nicht mehr ausgehalten. Natürlich war das ein Fehler. Aber ich werde ihn jetzt abservieren: Schluss, aus, vorbei.“

„Wer ist denn der Typ? Hast du ein Foto von ihm, einen Namen?“

„Ja, aber er hat so einen komischen Namen, irgendwas Ausländisches. Und das Profilbild zeigt einen Hund.“

„Oh Gott ... Emi, jetzt hör mir mal gut zu. Tu das nie wieder. Wenn der Videos, auf denen du zu erkennen bist, online stellt, ist dein Leben ruiniert. Erinnerst du dich noch an die Frau, die wegen Revenge Porn Selbstmord begangen hat?“

„Tja, ein Grund mehr, mich umzubringen, Già.“ Aber ich weiß, dass sie recht hat. Gleich nachdem ich auf *Senden* gedrückt hatte, fühlte ich mich wie der letzte Dreck und wusste, dass ich krassen Scheiß gebaut hatte. Der sich jetzt aber nicht mehr rückgängig machen lässt. Und den ich bloß deshalb gebaut habe, weil mein Leben so scheiße ist, einfach nur scheiße.

„Zeigst du mir das Video?“ Giada schüttelt mich.

„Nein! Nur über meine Leiche.“

„Bloß, damit ich mir ein Bild machen kann, Emi.“

Irgendwann zücke ich das Handy, gehe in den geheimen Ordner und zeige es ihr. Inzwischen ist es dunkel, so sieht man wenigstens nicht, wie knallrot ich bin.

„Hör sofort damit auf, Emi. Wer zum Teufel ist der Typ? Wenn du das Video online entdeckst – wen willst du da verklagen? Vielleicht lebt er in Marokko, in Serbien ... Versprich mir, dass du damit aufhörst. Blockier den Kontakt sofort.“

Klar verspreche ich ihr das. Letztlich bin ich erleichtert, dass ich es ihr gesagt habe, während sie mit ihrer Strafpredigt weitermacht, die mich einerseits beruhigt (denn sie sagt, das verzerrte Gesicht könnte jeder x-beliebigen Frau gehören: Mag sein, aber für mich sieht es einfach nur aus wie mein beschissenes Gesicht), und mir andererseits das Gefühl gibt, geliebt zu werden, denn manchmal braucht man das: dass einem jemand aus Liebe den Kopf wäscht und einen anschreit, weil man einen Fehler gemacht hat, was der andere besser erkennt als man selbst. So wie mein Vater früher, als er noch ein echter Mensch und nicht zum Riesenkarnickel mutiert war. Als er mir Post-its an den Schrank geklebt hat, mit Fehlern, die ich in Zukunft vermeiden soll: Man kommt nicht zu spät, man flucht nicht, man isst mit der Gabel. Man schickt Wildfremden keine Tittenvideos.

Noch ein Schluck Bier, damit ich nicht mehr so heiser klinge. Der Joint ist inzwischen aufgeraucht. Noch einer wäre keine gute Idee, davon würde mir schlecht. Ich seufze, dann ergreife ich das Wort.

„Na, Signorina Mandolini ... Jetzt sind Sie dran. Gibt es nicht was total Wichtiges, was du mir sagen musst? Ich wollte dir irgendeinen Quatsch erzählen, stattdessen ist mir diese Sache rausgerutscht. Jetzt bist du dran.“

„Okay, okay.“

Sie legt sich wieder hin, im rechten Winkel zu mir, ihr Kopf berührt meine Hüfte.

„Bist du bereit?“

„Total. Also, wen hast du gefickt? Raus mit der Sprache!“

Ich höre sie lachen, aber sie ist auch nervös. Sie zittert. Ihre Hand, die meine hält, ist schweißnass.

„Emi ...“

„Also was jetzt?“

„Also ...“ Ein langes Schweigen. Das Meer plätschert. Und plätschert. „Wenn du so weitermachst, werde ich mir zwei Finger amputieren lassen müssen, Già.“

Sie lacht kurz auf, dann schaut sie abrupt zu mir.

„Ich bin schwanger, Emi.“

Tullio

1.

Er trinkt auf dem Balkon mit Blick auf die Mole in weiter Ferne. Er trinkt einen mittelmäßigen Weißwein, der ihn benommen macht und von dem er morgen Magenschmerzen und Migräne haben wird. Doch heute Abend hat er das Bedürfnis zu trinken.

Tullio ist achtundsechzig. Seit er sechzehn ist, raucht er Camel. In regelmäßigen Abständen stößt er Rauch aus der Nase. Mit der Linken legt er die Zigarette in den Aschenbecher, hebt das Glas, trinkt, greift dann wieder nach dem Zigarettenstummel und nimmt einen ausgiebigen Zug.

Vier Jahre ist es jetzt her, dass seine Mutter gestorben ist. Teresa Romanelli, verheiratete Sulpizi, war achtundachtzig Jahre alt, als sie beschloss, dass sie zu müde sei, um sich noch länger gegen Hüftschmerzen und Krampfadern zu wehren. Damals ist Tullio aufgewacht wie an jedem anderen Morgen auch, um sie am Fußende des Bettes auf dem Boden vorzufinden. Vielleicht wollte sie ins Bad, vielleicht wurde ihr schlecht. Immer wieder, so auch heute, während er aufs Meer schaut, das beim Aufblinken des Leuchtturms schwachrot aufleuchtet, hat er sich gefragt, ob er sie hätte retten, ihr hätte helfen können, wenn er bloß aufgewacht wäre. Was ihm jetzt, wo es nichts mehr bringt und er am liebsten nur noch schlafen will, viel zu oft passiert, wenn nachts ein altes Möbelstück ächzt oder jemand unter ihm im vierten Stock laute Geräusche macht. Zum Glück geht sein Schlafzimmer aufs Pinienväldchen hinaus. Der Pub liegt auf der anderen Seite, sodass er ihn nicht hört. Beziehungsweise bloß ein vages Murmeln, das ihm vor allem im Sommer Gesellschaft leistet.

Tullio lebt trotz seiner Behinderung allein. Er arbeitet nicht

mehr in der Schuhfabrik, in der er mehr als vierzig Jahre bis zu seiner Pensionierung Lagerist war – der überstürzten Verlagerung der Produktion nach Rumänien zum Trotz, die vielen anderen, vor allem Schneidern und Näherinnen, den Arbeitsplatz gekostet hat.

Seit jener Nacht kriegt er gar nichts mehr hin. Der rechte Arm hängt halb gelähmt herab. Er läuft schlecht, musste in den letzten drei Jahren lernen, alles mit links zu machen. Du hast noch Glück gehabt, hat man ihm mehr als einmal gesagt, um ihn aufzuheitern. Stimmt schon, ich hab noch Glück gehabt, denkt er dann. Die Physio, die Gymnastik, die Zeit: alles Humbug, wie er heute weiß. Inzwischen hat er begriffen, dass er den steifen Arm und den Hinkefuß mit ins Grab nehmen wird. Hoffentlich nicht darüber hinaus, denkt er und grinst – jetzt, wo er die Zigarette beinahe aufgeraucht hat und ihn die unerwartete Kälte dieses Maiabends frösteln lässt. Er drückt den Zigarettenstummel im Aschenbecher aus, geht zurück in die Küche, schließt die Fenstertür und macht Licht.

Die Wohnung, in der er lebt, ist immer noch dieselbe. Seine Schwester Virginia hat mehrfach versucht, ihn dazu zu überreden, sie zu renovieren und zu entrümpeln. Fast hätte sie es noch vor seinem Schlaganfall geschafft; doch dann hat sich Tullios Leben plötzlich verändert, sein Alltag wurde völlig auf den Kopf gestellt, und er hat gemerkt, dass er nur dann eine Chance hat, wieder ansatzweise so zu werden wie früher, wenn er sich im Spiegel seiner Wände, seiner nikotinvergilbten und teilweise schmutzverkrusteten Tapeten, seiner alten, schlecht funktionierenden Elektrogeräte betrachten kann. Alles ist so geblieben, wie es war, als Teresa noch lebte, noch zwischen dem Schlafzimmer, das sie seit dreißig Jahren mit dem Gespenst ihres Mannes teilte, der alten Küche und dem halb verlassenen Wohnzimmer hin und her schlurfte. Tullio kannte jeden Schritt und jeden Gegenstand in dieser Wohnung, an dem sie sich auf ihrem Weg festhielt, und indem er den humpelnden Gang seiner Mutter durch den

langen Flur und die wenigen Zimmer imitierte, lernte er wieder zu laufen. Da musste sich Virginia geschlagen geben, zumal es Tullio, trotz Behinderung und Wohnung im fünften Stock, mehrmals abgelehnt hatte, zu ihr zu ziehen, in den höher gelegenen Ort, etwa fünfzehn Kilometer von Adriatica entfernt, in dem sie mit ihrer Familie lebt. „Von da, wo du wohnst, kann man das Meer nicht sehen“, sagt er ihr jedes Mal, wenn sie wieder davon anfängt. „Mir geht es gut hier, mach dir keine Sorgen“, beruhigt er sie. „Ich ruf dich an, wenn ich dich brauche, auch mitten in der Nacht.“

Tullio hat sie noch nie angerufen, um sie um Hilfe zu bitten. Virginia sagt, dass er ein Sturesel ist, ein Dickschädel. Wie vor ein paar Monaten, als der Aufzug kaputtging und er den ganzen Tag unten gewartet hat, bis er repariert war, ohne ihr Bescheid zu sagen. Er aß in Emilios kleinem Lokal, machte einen kurzen Spaziergang und setzte sich dann auf die Stufen zur Haustür, um mit dem Techniker zu plaudern, der versuchte zu verstehen, warum die Kabine beim Hochfahren ständig im dritten Stock steckenblieb. Als alles repariert war, bot sich Tullio als Versuchskaninchen an. „Keine Sorge“, sagte er zu dem Angestellten der Aufzugsfirma. „Wenn die Kabine abstürzt, ist das halb so schlimm.“ Doch der Aufzug fuhr nach oben, schepperte auf Höhe des dritten Stocks ein wenig, um dann direkt vor seiner Wohnungstür zu halten. Die sah so aus wie immer, noch voller Kratzer von Pepita und mit Erdkrümeln auf der Fußmatte, die niemand mehr wegputzt, seit Teresa das nicht mehr macht.

Da ist ja Pepita – auf den Fotos, die sich auf der Küchenkommode drängen. Die hat seine Mutter einst benutzt, um dort Schneidebretter aufzubewahren, Teig zu kneten und an Karneval die Frittelle auszulegen, bevor sie sie in Fett ausbackte. Bilder, die ihm Gesellschaft leisten. Wenn er abends Nachrichten schaut und an seinem angestammten Platz zu Abend isst, redet er mit ihnen. Am meisten mit seiner Mutter: Auf besagtem Foto hält sie die kleine Hündin im Arm, die ihr den Mundwinkel leckt, und

strahlt – vollkommen unbeschwert wie ein altes Mädchen, das sämtliche Schicksalsschläge überlebt hat.

„Unglaublich, oder Mama?“, hebt Tullio dann an, dreht sich zu ihr, die ihn stumm anlächelt, und manchmal muss auch er lachen: Er kann sich noch so gut an Teresas Gemurmel und ihre Verwünschungen erinnern, dass er sie nachmachen kann. „Gesindel“ hat sie die Politiker genannt, die schon seit Ewigkeiten regieren und allabendlich über die Mattscheibe des alten Fernsehers in der Küche flimmern.

Es ist neun, die Sonne ist vor einer halben Stunde untergegangen. Der Leuchtturm hat soeben begonnen zu blinken und wird die ganze Nacht nicht mehr damit aufhören. Heute Abend hat Tullio keine Lust, den Fernseher laufen zu lassen. Er hat nicht mal Hunger. Er knabbert am Rest eines Brötchens, wickelt den Schinken, der auf dem Esstisch liegen geblieben ist, wieder in sein Papier und räumt ihn in den Kühlschrank. Er will noch was trinken und eine rauchen. Er öffnet die zweite Flasche Weißwein, die er am Nachmittag kaltgestellt hat, und sucht in seiner Hosentasche vergeblich nach der Zigarettenpackung. Er wirft einen Blick auf den Balkon: Da liegt sie, auf dem mit Ringen übersäten, ausgebleichenen schwarzen Tisch. Auf ihm hat Teresa immer ihre Blumentöpfe gegossen, aus denen jetzt nur noch vertrocknetes Gestrüpp ragt. Er weiß, dass er sich nicht gleich wieder eine neue Zigarette anzünden sollte, aber heute ist seine Nervosität stärker. Er tritt wieder auf den Balkon, saugt den Duft der Akazien tief in seine Lunge. Die haben gerade begonnen zu blühen und verströmen ihren süßen Geruch. Das ist mit das Schönste an dieser Wohnung, denkt Tullio jedes Mal, wenn es Mai wird, und sich die zum Pinienwald führende Allee mit weißen Blütentrauben füllt. Er zieht eine weitere Zigarette aus der Packung und zündet sie an, beziehungsweise versucht es, da das fast leere Feuerzeug zwar ein paar Funken sprüht, aber keine richtige Flamme zustande bringt. Da humpelt er wieder in die Küche zu Teresas altem Gasherd. Er hat es nie über sich gebracht, ihn zu ersetzen, auch wenn seine

Schwester ihm ständig damit in den Ohren liegt, dass er nicht mehr die aktuellen Auflagen erfüllt, weshalb er sich einen sichereren kaufen soll. Aber immer, wenn er daran vorbeikommt, sieht er wieder die zierliche Gestalt seiner Mutter in der Fleischsoße rühren oder halbierte Zwiebelringe andünsten. Der Griff zum Beispiel, der jetzt in seiner Hand tanzt, während er versucht, das Gas aufzudrehen, ist kaputtgegangen, als seiner Mutter der große Polentatopf aus der Hand gerutscht ist – an einem Winterabend vor vielen Jahren. „Komm, wir rufen den Techniker und lassen ihn reparieren“, hat Teresa ständig zu sich und Tullio gesagt, aber die Zeit verging, und irgendwann gab es keine Ersatzteile mehr. Besser er kauft einen neuen Herd, statt das uralte, illegale Gerät reparieren zu lassen.

Tullio dreht am Griff und neigt ihn dabei nach rechts, weil er sonst klemmt. Er drückt ihn, um das Gas zu entzünden, und beugt sich über die vordere Flamme wie schon Ferruccio, sein Vater. Dabei hat er dessen krumme, gebückte Haltung mit rausgestrecktem Hintern stets verabscheut, er fand sie lächerlich und vulgär, – vor allem wenn Ferruccio gleich darauf die Hand ausstreckte, um seiner Frau, die neben ihm den Abwasch machte, zwei Klapse auf den Po zu geben. Er hat darin nie so was wie Zuneigung erkennen können. Es waren dieselben Klapse, die er Pepitas Kopf versetzte, wenn sie aufs Wohnzimmersofa und ihm auf den Schoß sprang: eine mechanische, lieblose Geste.

Er nimmt den ersten Zug und dreht sich zu den Fotos um. Greift zu dem ganz vorn, das er erst vor Kurzem neben die Bilder von seiner Mutter, seinem Vater, Tante Bice und einigen Freunden gestellt hat. Dieses Foto hatte er woanders aufbewahrt. Im Holzschrank in seinem Zimmer, in einer Schachtel, versteckt unter zahlreichen Briefen, der ein oder anderen alten Kino- oder Konzertkarte und der zweimal gefalteten Serviette eines Restaurants, auf die mit Kuli zwei Porträts gekritzelt wurden, die jetzt gezwungen sind, sich im Dunkeln zu betrachten: seines und ihres.

Auf dem Foto, das Tullio in der Linken hält, während er die Zigarette wieder zum Mund führt und auf den Balkon tritt, ist eine junge Frau zu sehen. Sie hat braune Locken, sitzt lächelnd in einer Astgabel und scheint etwas zu sagen, eine Silbe, die ihm entfallen ist, etwas mit *E*. Eine dünne Staubschicht bedeckt ihre Augen und Umrisse: Behutsam streicht ihr Tullio über das Gesicht und fängt den Staub mit seinen Fingerkuppen.

Wie viele Jahre ist das jetzt her? Auf diesem Foto ist sie höchstens zwanzig, er ein paar Jahre älter. Sie waren bei einem Freund von ihr, bei diesem Giorgio, der sie sehr mochte und früher mal auch gern ihr Freund gewesen wäre. Ein gut aussehender BWL-Student, der sich stets stark mit Aftershave einsprühte. Doch sie verliebte sich ausgerechnet in ihn, Tullio. In einen Mann, der nach der Schule erst mal genug vom Lernen hatte und seit Kurzem als Lagerist arbeitete: Zur großen Enttäuschung seines Vaters, der sich eine weniger bescheidene Zukunft für seinen einzigen Sohn gewünscht hatte. „Lass dich nicht mit diesen Unsympathen ein“, sagte Ferruccio immer wieder. „Die Schuhbranche ist voller Leute, die nur ans Geld denken und sogar ihre eigene Großmutter verkaufen würden, um reich zu werden.“ Er hörte nicht auf ihn und suchte sich ein bisschen aus einer Laune heraus, ein bisschen als Provokation sofort einen Job in der kleinen Schuhfabrik im höher gelegenen Teil *Adriaticas*, die damals noch auf *Expansionskurs* war. Tullio war kräftig, klein, aber zäh, und die Arbeit als Lagerist half ihm, fit zu bleiben: Schachteln mussten bestückt und verpackt, auf die Transporter verladen und schnellstmöglich von da nach dort gebracht werden. Dann das aufgerollte Leder, die Leisten, Accessoires und Körbe: alles, was der Schuhfabrik geliefert wurde, ging als Erstes durch seine Hände. Und wenn die Materialien, die er erfasst und gelagert hatte, wieder zu ihm zurückkamen, waren sie zu Schuhen geworden, die nach Leder und Politur dufteten. Er hatte eigentlich nur vorübergehend dort arbeiten wollen, auch um dem Vater zu beweisen, dass er sich in ihm getäuscht hatte, doch

dann waren die Jahre immer schneller vergangen. Das Gehalt stimmte und die Kollegen waren ziemlich sympathisch, von diesem Deppen aus San Benedetto einmal abgesehen, der nach ein paar Katastrophen zu Lasten von Kunden und Chefs entlassen wurde. Tullio vergaß, dass die Sache mit der Schuhfabrik nur ein Intermezzo hatte sein sollen. Und als Ferruccio etwa zwölf Jahre nach seiner Einstellung starb, wurde ihm klar, dass diese Arbeit seinen Vater sowie seinen längst erloschenen Ehrgeiz, ihm zu beweisen, dass er sich in ihm getäuscht hatte, überleben würde.

Er hatte sie nach dem Militärdienst kennengelernt, auf der Geburtstagsparty von Mara, einer ehemaligen Mitschülerin, mit der sich Tullio angefreundet hatte: eine der wenigen jungen Frauen, mit denen er reden und in deren Beisein er ganz er selbst sein konnte. Sie besuchte die Abschlussklasse eines Gymnasiums, das in einer anderen Stadt lag, da Adriatica damals nur eine Fachoberschule besaß, die auch er bis vor wenigen Jahren besucht hatte. Tullio hatte schon von ihr gehört und wusste, dass sie Cinzia hieß, zu einer Pfarrgruppe gehörte und eine fantastische Figur hatte, die im Sommer am Strand von Chalet Il Grillo von einem knallroten Badeanzug zur Geltung gebracht wurde. Seit dieser Party hatte Cinzia auch eine Stimme und ein Lächeln, ja sogar eine Telefonnummer, die Tullio erst nach mehreren Wochen wählte. An besagtem Abend redeten sie, beflügelt vom Bier und vom lauen Frühsommer, über Musik. Während die in den Sand gesteckten leeren Flaschen immer mehr wurden und ihre herausragenden Hälse eine zunehmend komplexe Hügelkette bildeten, verteidigte sie Disco und die Bee Gees, während er, der sich mit internationaler Musik nicht besonders gut auskannte, mit Unterstützung von Mara und den anderen eher De Gregori und Rino Gaetano rühmte. Cinzia konnte sich gut ausdrücken: Sie besaß ein Lächeln, das in der Dunkelheit leuchtete, und ihre Worte waren wie Musik. Das Erste, was ihm an ihr auffiel und ihm unvergesslich bleiben sollte, war tatsächlich ihre wunderschöne Stimme, mit der sie komplizierte Worte von sich gab, die so ganz

anders waren als seine. Aber über Politik redeten sie nicht. Der Schülerbeirat auf Cinzias Gymnasium war vor ein paar Jahren sehr aktiv gewesen, hatte sich aber nach Aldo Moros Entführung zerstreut. In den letzten Monaten hatte sie sich nach und nach davon abgewandt und fühlte sich wohler in ihrer Pfarrgruppe.

In diesem Sommer wurden sie ein Paar. Tullio begann, mit seinem Freund Roberto zum Chalet Il Grillo ans Meer zu gehen, eben weil er Cinzias Clique treffen wollte: die drei oder vier Mädchen aus ihrer Klasse, zu denen sie noch Kontakt hatten, waren ausnahmslos wenig reizvoll, während die vom naturwissenschaftlichen Gymnasium als interessanter und forscher galten, was Tullio bezeugen konnte. Sie machten sich gegenseitig den Hof, bauten Sandburgen und rangelten im Wasser miteinander, während die Mädchen auf den Schultern der Jungs saßen. Als sich Cinzias Pobacken und Schenkel um Tullios Schultern schlangen, bekam er einen solchen Ständer, dass er sich kurz ins Wasser stürzen musste, um ihn zu verbergen. Eines Abends küssten sie sich, während sie versuchten, ein paar Sterne zu erkennen – trotz der Wolken, die gerade sämtliche Pläne für San Lorenzo zunichtemachten. Er seufzte gelangweilt, und da nahm sie seinen Kopf in die Hände und drehte ihn um neunzig Grad. Anschließend wusste er, was er zu tun hatte.

Wie lange hat das mit uns gedauert?, fragt Tullio sich jetzt zum x-ten Mal, obwohl er das ganz genau weiß. Fast fünf Jahre. Von besagtem Sommer bis zu Cinzias letztem Studienjahr, als sie diesen Biologen kennenlernte, in den sie sich verlieben und den sie später, nachdem sie endgültig nach Bologna gezogen war, heiraten sollte. Für ihn war das ein herber Schlag: Nachdem er alles versucht hatte, um sie zurückzugewinnen, nur um festzustellen, dass da trotz zahlreicher anstrengender Reisen wirklich nichts mehr zu machen war, betäubte er sich zunächst mit Arbeit, übernahm sämtliche Extraschichten, die er bekommen konnte, und bemühte sich mithilfe von viel Sport zu vergessen. Langsam schloss sich die Wunde, so kam es ihm zumindest vor. Doch

nachdem ihn Cinzia verlassen hatte, sollte sich Tullio bis auf zwei, drei Affären, die nur wenige Monate dauerten, nie mehr auf so etwas wie wahre Liebe einlassen. Seine Alltagsrituale und die wenigen Freunde, die er noch hatte, bevor sie heirateten und vom Familienleben verschluckt wurden, wiegten ihn in der Illusion, dass die kleinen Freuden am Wochenende die Suche nach dem großen Glück überflüssig machen. Und solange der Vater noch lebte, sorgten auch die Eltern dafür, dass er sich nicht einsam fühlte, selbst wenn er es hasste, nie sturmfreie Bude zu haben (aber wozu?, lautete sein Einwand, mit dem er der flüchtigen Gereiztheit immer öfter begegnete). Tullio blieb Junggeselle: ein eingefleischter Junggeselle, wie ihn seine Kollegen in der Fabrik nannten, die zunehmend jünger waren als er. Und nachdem seine Schwester, frisch verheiratet und mit einem Abschluss in Politikwissenschaft in Macerata, in die Hügel gezogen und ihr Vater Ferruccio eines traurigen Novembertags vor vielen Jahren beim Bocciaspielen an einem Herzinfarkt gestorben war, hatte Tullio, ohne es in Worte fassen zu können, das Gefühl, dass sein Schicksal darin bestand, der Mutter in diesem letzten Stockwerk des gelben Gebäudes in der Via Matteotti, in dem er lebte, seit er ein kleiner Junge war, Gesellschaft zu leisten.

Er reibt die Fingerkuppen aneinander, um den Staub von dem Foto zu Boden rieseln zu lassen. Er nimmt einen letzten Zug von seiner Zigarette und humpelt dann zum Balkon, wo sein inzwischen lauwarmer Weißwein steht. Er kippt ihn auf einen Zug hinunter und drückt die Kippe wütend im fast vollen Aschenbecher aus.

Heute Nachmittag um drei ist es ihm aufgefallen, als er für seinen üblichen Espresso mit Schuss, versüßt von Gesprächen mit den Rentnern oder Arbeitslosen des Viertels, zur Bar dello Sport ging. Er sah es, lief weiter und glaubte für ein paar Minuten, sein Staunen würde sich auf diesen stummen Schrei und dieses unwillkürliche Zusammenziehen des Magens beschränken. Doch auf der Schwelle zur Bar war Schluss, und während ihm sein

Freund Antonio bereits seinen täglichen, uralten Spruch zubrüllte, entschuldigte er sich, behauptete, er hätte die Wohnungsschlüssel verloren, und machte kehrt. Aufgewühlt wie schon seit Jahren nicht mehr, lief er zu dem Plakat, starrte darauf und las zig Mal ihren Namen. Dann kehrte er der Bar den Rücken zu und ging wieder nach Hause.

Emilie

2.

Ich muss kurz aufgeschluchzt, einen Schrei ausgestoßen haben oder so, weil ihre Hand meine auf einmal noch fester gedrückt hat, als hätte sie sich erschrocken. Für ein paar Sekunden wird alles schwarz, schwärzer als die Nacht. Dann stammle, stottere ich, versuche aus dem schlau zu werden, was mir gerade durch den Kopf geht, meine Arme sind wie elektrisiert, so als hätten sie einen Stromstoß abbekommen, der von Giadas Hand ausgeht und mir den Rücken hinunterläuft.

„Was redest du denn da für einen Scheiß, Già?“

„Du hast mich schon richtig verstanden, Catizzi. Ich bin schwanger.“

„Oh Gott.“

Während mir die Ohren klingeln, höre ich, wie sie mir erzählt, dass Giacomo – ausgerechnet er! – an einem Samstag, Anfang April, ein bisschen zugeraucht war, kein Kondom benutzt hat und dann offensichtlich halb in ihr gekommen ist. Sie hat sich anfangs gar keine Gedanken gemacht, geglaubt, er wäre außerhalb von ihr gekommen, doch einen Monat später hat sie so einen seltsamen Ausfluss gehabt, einen Verdacht, eine Vermutung, dann der Test: positiv. Und gestern noch der alles entscheidende, ebenfalls positive Bluttest. Schwanger. So als hätte sie sich erkältet oder den Finger verbrüht, sich auf die Lippe gebissen. Ganz banal. Schwanger. Von Giacomo! Von diesem Deppen!

„Meine Güte, Giada ... Nimmst du nicht die Pille? Ich dachte immer, du ...“

„Ich nehme sie, ich nehme sie. Aber manchmal vergesse ich sie

halt. Und in der Woche hab ich sie zweimal vergessen, vielleicht auch dreimal.“

Wirklich genial, Emilie Catizzi. Das Erstbeste, was dir einfällt, ist, deiner besten Freundin Vorwürfe zu machen. Na ganz toll! Als ob du ihre Mutter wärst.

„Und jetzt?“

„Jetzt ... keine Ahnung. Mal gucken, was passiert.“

Wieder mal so eine typische Scheißantwort von Giada.

„Na, was glaubst du?“, sage ich. „Dass du eine Wassermelone, einen Kürbis, einen Kanarienvogel zur Welt bringen wirst? Was passiert, ist, dass du in neun Monaten ein Kind haben wirst, außer du unternimmst was, um ...“

„Ich weiß nicht, was ich machen will, Emi.“

„Wie bitte?“

„Ich weiß nicht, ob ich abtreiben will oder nicht. Ich muss drüber nachdenken.“

„Aber deine Eltern ... wissen die Bescheid?“

„Noch nicht, ich werd es ihnen sagen müssen. Und zwar bald ... Wenn du mir dabei hilfst.“

„Oh Gott, Già, ich kann es immer noch nicht fassen. Wie zum Teufel ... Doch jetzt, wo du schwanger bist und nicht weißt, ob du das Kind behalten willst, trinkst und rauchst du, als wenn nichts wäre? Bist du eigentlich vollkommen durchgeknallt?“

Wütend springe ich auf, um ihr mahnend in die Augen zu schauen, genauso liebevoll wie sie vorhin angesichts meines Titten-Videos. Jetzt bin ich an der Reihe, ihr beizustehen. Und das tue ich auch, so gut ich kann. „Ich bin da, Giada, ich bin für dich da“, sage ich, während ich wiederhole, dass sie spinnt, durchgeknallt, gaga ist. Ich umarme sie fest und sie umarmt mich zurück. Sie weint nicht mal. Aber sie drückt mich, und aus diesen Händen auf meinem Rücken kommen lauter Worte, die mein Körper irgendwie entziffern kann. Das Herz schlägt mir bis zum Hals. Ist das mein Herzschlag? Ihr Herzschlag? Ich kann sie nicht voneinander unterscheiden. Das Meer lässt in

regelmäßigen Abständen sein albernes Wellenlachen ertönen. Ich verharre so, bis sie sich von mir löst und sich eine Träne aus den Augen zu wischen scheint. Eine einzige.

„Ich weiß, dass das ein Riesenscheiß ist, Emi, eine Katastrophe. Ich muss es allen sagen, auch Giacomo. Keine Ahnung, wie er es aufnehmen wird, was er von mir verlangt. Vorhin hab ich dir gesagt, dass ich mich privilegiert fühle. So fühle ich mich immer noch – trotz dem ganzen Scheiß.“

„Aber hast du auch an deine Zukunft gedacht? Daran, dass ... Du bist hochintelligent, hast eine großartige Laufbahn vor dir, egal, wie du dich entscheidest. Aber wie willst du das mit dem Studium hinkriegen? Du willst mir doch nicht sagen, dass du nicht mehr vorhast, an die Uni zu gehen?“

„Nein, Emi, nein ... ich habe mich einfach noch nicht entschieden. Eins nach dem anderen. Bitte mach mir nicht noch mehr Angst. Eins nach dem anderen. Im Moment weiß ich nur, dass ich es meinen Eltern sagen und dass ich drüber nachdenken muss.“

„Wenn du willst, bin ich dabei, wenn du es ihnen sagst. Ich wage es kaum, mir das Gesicht deines Vaters vorzustellen.“

„Nein.“ Sie lacht. „Fuck, ich will gar nicht daran denken. Sie sind locker und emanzipiert, aber damit haben sie bestimmt nicht gerechnet.“

Sie will es ihnen alleine beibringen, und das ist gut so. Sie will sie nicht in Verlegenheit bringen. Das verstehe ich.

„Wann wirst du's ihnen sagen? Nicht, weil ich dich unter Druck setzen will, nur so, damit ich Bescheid weiß.“

„Morgen. Ich sag's ihnen morgen, Emi. Morgen Nachmittag, wenn Papa nach Hause kommt. Ich schaff es einfach nicht, dieses Geheimnis noch länger für mich zu behalten.“

Logisch, würde ich gern sagen. Doch ich umarme sie stumm, umarme sie fest und ausdauernd, und während unsere Gesichter aneinanderkleben, die eine nach Norden und die andere nach Süden schaut, bricht sie in Tränen aus: das reinste Erdbeben. Aber es ist wunderschön, es ist toll, sie so umarmen, ihr das

Gefühl geben zu können, dass ich sie, selbst wenn sie fällt wie ein Stein, auffangen, nicht im Stich lassen werde, selbst wenn sie wie jetzt nach Schweiß und Bier stinkt und mir die Haare und ein Ohr vollrotzt. So habe ich sie noch nie erlebt, liebe sie aber umso mehr dafür. Weil sie jetzt genauso ist wie ich, wie diejenige, die ich noch bis vor zwanzig Minuten war, ja von Geburt an bin. Ich drücke sie so fest ich kann. Nach einer Weile beruhigt sie sich. Nimm dir so viel Zeit, wie du brauchst, ich bin immer für dich da, Giada. Ich bin für dich da.

„Entschuldige ..., ich hab mir die Nase an deinen Haaren abgeputzt“, stammelt sie bald darauf.

„Mach dir deswegen keine Gedanken, das tu ich auch manchmal“, beruhige ich sie.

Sie lacht und weint gleichzeitig, schluchzt und lacht. „Wachst du oder leinst du?“, hat mich mein Vater immer gefragt, als ich noch klein war und eine Wut auf ihn hatte – nur um dann seinem wunderschönen Lächeln einfach nicht widerstehen zu können. Das, das nach diesen geheimnisvollen Problemen mit der Justiz für immer verschwunden ist.

„Wachst du oder leinst du, Già?“, frage ich sie, und beim Gedanken an ihn überkommt mich wieder diese Wehmut.

Sie runzelt verständnislos die Stirn.

„Hä?“

„Das hat mich mein Vater immer gefragt, als ich noch klein war. Wenn ich gleichzeitig gelacht und geweint habe.“

Da fällt bei ihr der Groschen. Sie lacht, lacht jetzt aufrichtig.

„Danke, Emi. Ich brauche dich.“

„Endlich du mich auch mal!“, rutscht es mir heraus.

„Siehst du? Das mit dem Neid hat funktioniert ...“

„Was denn für Neid? Ach so ... Pass auf, was du sagst, sonst werde ich sauer!“, bricht es aus mir heraus.

„Nein, ich flehe dich an, bitte nicht sauer werden. Zumindest nicht vor morgen.“

„Soll ich vor deiner Haustür warten? Wenn du dringend

rausmusst, bin ich schon da. Morgen ...“ Mist, morgen müsste ich eigentlich für die Matheprüfung lernen, flüstert die Stimme der Vernunft. „Morgen hab ich Zeit.“

„Nein, Emi. Das dürfte schwierig werden und dauern. Aber wenn ich dich nach dem Abendessen brauche, schreib ich dir eine Nachricht oder ruf dich an, wenn das okay ist.“

„Unbedingt!“, erwidere ich sofort. „Versprochen?“

„Danke.“

Mehr müssen wir gar nicht sagen. Ich drücke ihr die Hände, bevor ich sie wieder lasse.

„Siehst du?“, erwidert sie, „Der eigentliche Depp bin ich. Drei Minuten – und schon ist nichts mehr so wie es war. Drei Minuten im Vergleich zu ... wie vielen Jahren? Sechzig, siebzig?“

„Jetzt hör schon auf! Mit siebzehn oder achtzehn ist es bestimmt schon selbstständig und lässt dich in Ruhe. Genau wie wir.“

„Oh Gott ...“

„Ist es ein Junge oder ein Mädchen?“

„Was weiß denn ich, Emi! Dafür ist es noch viel zu früh. Bisher ist es bloß ein Fragezeichen, irgendwo tief in mir drin.“

Dann versuchen wir, über etwas anderes zu reden. Die Gefühle abzuschütteln, die mich neben dem Joint und dem Bier total erschöpft haben: erst meine Geheimnisse, dann ihres, und davor noch mein Streit mit Mama, das Geschrei in der Küche, das Von-allem-angeekelt-Sein. Was für ein Abend! Ich werde mir den Tag rot im Kalender anstreichen, vielleicht lasse ich ihn mir sogar irgendwann eintätowieren.

„Emi, wollen wir noch eine kleine Runde drehen? Ich brauch ein bisschen frische Luft.“

„Ich auch. Los, komm.“

Wir gehen zurück zur Straße, zu dem unter der Laterne geparkten Roller. Sie steigt auf und lässt den Motor an, ohne den Helm aufzusetzen. „He!“ Ich zeige darauf,

„Ich brauch frische Luft, Emi.“

„Aber nicht das Kind.“ Ich zeige auf ihren Bauch.

„Oh Gott, jetzt spiel dich nicht als meine Beschützerin auf! Ab morgen pass ich besser auf okay?“

„Klapp das Visier hoch, so bekommst du auch frische Luft, sonst geh ich zu Fuß nach Hause.“ Stammt das tatsächlich von mir? Ausgerechnet von mir? Woher kommen diese lächerlichen Worte? Ich bin schließlich nicht ihre Mutter! Und meine erst recht nicht, denn der wäre das alles –, ich und was ich da im Bauch hätte – völlig egal. Vielleicht würde sie sogar hoffen, dass ich vor irgendeine Wand fahre. Dann wäre das Problem gelöst. Besser gesagt, beide Probleme: zwei Fliegen auf einen Streich.

Schließlich kann ich sie doch noch überzeugen. Sie setzt den Helm auf und klappt das Visier hoch. Ich steige hinten auf und suche nach Halt. Woran soll ich mich jetzt klammern?

„Worauf wartest du? Los, halt dich fest.“

„Wo denn? Ich kann dir doch nicht den Bauch zusammendrücken.“

„Jetzt mach schon, Emi! Da passiert nix!“

„Stört es dich, wenn ich mich etwas weiter oben festhalte und dir ein bisschen den Busen zerquetsche? Ich mach dich auch nicht an, ich schwör! Ich steh nicht auf Mamis.“

Wieder bringe ich sie zum Lachen, während ich ihren Oberkörper direkt unterm Busen umschlinge. Der vibriert bei jeder Bewegung an meinen Fingern. Hinter den Hügeln ist der Mond aufgegangen. Das macht den Abend noch besonderer, noch mehr zu unserem. Denn dieses Gestein, das da am Himmel schwebt, kann einem manchmal das Gefühl geben, dass es einen anschaut, einem etwas Wichtiges, Wunderbares sagen will, wo es doch bloß ein Stein ist, der über unsere Köpfe hinwegfliegt – über unser Elend, den ganzen Mist, den wir uns tagtäglich auf dieser Welt antun, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Doch heute Abend tue ich so, als würde der Mond wirklich unsere Geheimnisse kennen und uns ein wenig gernhaben auf dieser stinkenden Strandpromenade. Und als der Roller losfährt, schaue ich ihn an

und zwinkere ihm zu. Bring uns Glück, *blue moon*, murmle ich stumm, während Giada den Lenker einschlägt und eine Querstraße Richtung Innenstadt nimmt. Das ist doch nicht wahr. All das kann unmöglich wahr sein.

Wir kommen zur Kreuzung mit der Via Motta, unzählige Düfte hängen in der Luft. Der hier stammt von Glyzinien, den erkenne ich sofort. Die haben sich an unserem ersten Haus emporgerankt, und ich war immer ganz entzückt davon, wenn ich sie an den ersten lauwarmen Maiabenden bestaunt und mich in ihrem Duft verloren habe. Tausend Jahre ist das jetzt her, vielleicht auch zweitausend. Jetzt ist er schon wieder verflogen, während Giada stumm und ernst beschleunigt, ohne wie sonst vor sich hin zu singen.

„Tröt-tröt!“ brülle ich ihr ins Ohr und drücke ihre Brüste zusammen, um die Stimmung zu heben.

„Emiii“, ermahnt sie mich mit ihrer kristallklaren Stimme. „Hör auf damit, die tun mir echt weh!“

Sie setzt den Blinker, nimmt die Einbahnstraße zum Bahnhof. Hinter uns taucht ein Scheinwerfer auf: noch ein Roller. Es wird gehupt.

„Scheiße, wer ist das?“, sage ich und versuche, mich umzudrehen.

Giada wirft einen kurzen Blick in den Seitenspiegel, während das andere Moped nicht aufhört zu hupen.

„He, Scheiße, wer ist denn das?“, wiederholt sie und versucht, die dunkle Gestalt über dem Scheinwerfer zu identifizieren. „Ist das Tom?“

Der Roller holt uns ein. Er fährt schneller als wir. „Guten Abend, geile Bräute!“, brüllt Tom angeheitert, als er in seiner typisch breitbeinigen Bikerpose an uns vorbeisaust.

„Was für ein Arschloch!“, schreie ich belustigt. Ausgerechnet der muss mir heute begegnen. Noch vor einer Stunde hab ich an deinen Schwanz gedacht, sollte ich beim Absteigen zu ihm sagen. Immer wenn ich ihn treffe, muss ich an diesen Nachmittag bei

Paolo denken. „Lernt ihr? Wir gehen nach oben und schauen uns einen Film an.“ Tom, der sich für mich geniert und verlangt hat, dass ich ihm den Schwanz lutsche, während er im Stehen die Treppe im Auge behielt, um zu gucken, ob jemand kommt. Was für ein Arschloch, wenn auch ein anbetungswürdiges Arschloch, verdammt. Nachdem er uns überholt hat, wird er langsamer. Und bedeutet uns, anzuhalten.

„Wohin des Weges, ihr Schlampen?“

„Wie immer sehr raffiniert, deine Wortwahl“, kontert Giada.

„Raffiniert wie immer, ja. Das ist mein Markenzeichen, Süße. Und, wie geht's?“

„Gut, vor allem wenn wir ein bisschen mehr an den Rand fahren“, schalte ich mich ein.

„Wie immer in Topform, Emi!“ Er lacht.

„Na ja, es ging mir schon mal besser. Und du? Schon betrunken?“

„Was für ein Ausdruck! *Betrunken!* Sagen wir lieber glücklich. Lust auf einen Joint?“

„Wir hatten schon einen“, sage ich, bevor die Durchgeknallte am Steuer Lust bekommt, das Wesen in ihrem Bauch noch mehr zu vergiften.

„Echt? Wollt ihr uns trotzdem Gesellschaft leisten? Ich fahr zum Trinity und halte dort nach Giorgio Ausschau. Na, was meint ihr?“

„Bleibt ihr dort oder holt ihr euch bloß was zu trinken und geht dann wieder? Ich setze keinen Fuß in diese Faschistenkneipe“, sagt die Barrikadenkämpferin.

„Fängst du schon wieder damit an? Du und meine Oma – ihr seid die Einzigen, die noch von Faschos und Kommunisten reden.“

„Er hat ein Duce-Bild unterm Tresen. Der nervt mich. Außerdem ist er rassistisch und frauenfeindlich. Wenn ihr dahin geht, komm ich nicht mit“, erwidert Giada, so als gäbe es mich gar nicht. Zum Glück.

„Na gut, na gut ... Dann holen wir uns eben bloß was zu trinken und gehen irgendwohin“, erwidert er. „Seid ihr dabei?“

„Ja, dann schon“, sagt sie, bevor ich das genaue Gegenteil behaupten kann. Scheiße. „Ist Giacomo auch da?“

„Nein, Süße, tut mir leid für dich. Ich weiß alles ...“ Er setzt ein freches Grinsen auf, das zwar von seinem Helm begrenzt, aber nicht verborgen wird.

Mich trifft der Schlag. Was weiß der Kerl? Und woher weiß er es?

„Was willst du schon wissen? Dass er ein Depp ist?“, erwidert Giada schlagfertig. „Das ist mir auch klar. Wo steckt er überhaupt? Ich hab ihn schon seit mehreren Tagen nicht mehr gesehen.“

„Ja, er ist tatsächlich von der Bildfläche verschwunden. Ich treff ihn in der Schule, aber abends lässt er sich nicht blicken. Er reagiert auch nicht auf Nachrichten. Meiner Meinung nach ist er verknallt“, und diesmal zwinkert er sogar, während er lacht und all seine Zähne bleckt. „Los, fahrt mir hinterher, wir drehen eine Runde und dann schnappen wir uns Giorgio.“

Und noch ehe eine von uns etwas erwidern kann, rast er mit seiner knallroten Schrottkiste zum Bahnhof, wobei er ununterbrochen hupt.

„Giada, was weiß Tom?“, frage ich, kaum dass sein Auspuffknattern um die Ecke gebogen ist.

„Hä?“, sagt sie gedankenverloren und fährt weiter.

„Er hat gesagt, dass er alles weiß, und dir zugezwinkert. Also weiß Giacomo, dass du ...“

„Quatsch, ich hab dir doch gesagt, dass er nichts weiß. Er wird ihm erzählt haben, dass wir gefickt haben. Er wird sich zum Affen gemacht haben wie alle Männer, die mit ihren Eroberungen prahlen.“

„Und das stört dich nicht?“ Während ich das sage, stelle ich mir vor, wie vielen Leuten dieses Arschloch von Tom wohl von unserem Nachmittag vor zwei Jahren erzählt hat. Auch, welche Wortwahl dieser wandelnde Scheißhaufen dabei benutzt haben

wird. Es sei denn, Männer verheimlichen die Eroberung einer Loserin wie mir grundsätzlich – was mir ausnahmsweise einmal recht wäre.

„Ich hab im Moment echt andere Probleme, Emi.“

„Aber du magst Giacomo? Seid ihr zusammen?“, frage ich, während mein Herz wieder verrücktspielt, denn wie soll ich ihr das jetzt bloß beibringen, verdammt noch mal?

„Nein, das ist keine richtige Beziehung, aber sagen wir mal so: Wir haben uns gern ... Schließlich gehe ich nicht mit jedem ins Bett!“

Aha. Und was soll ich jetzt tun? Was soll ich ihr jetzt sagen? Wie soll ich es ihr sagen?

„Fahren wir?“, sagt sie und lenkt vom Thema ab.

„Ja, fahren wir“, erwidere ich, ohne die Frage zu verstehen, in dem Versuch, etwas Zeit zu schinden.

Autor

© Ilaria Passano



Massimo Gezzi (*1976) veröffentlichte mehrere Gedichtbände sowie den Erzählband *Le stelle vicine* (Bollati Boringhieri, 2021; Finalist des Premio Mastercard Letteratura Esordienti). Für den Verlag Mondadori gab er u.a. das *Diario del '71 e del '72* von Eugenio Montale heraus. Gemeinsam mit Fabio Pusterla leitet er die Lyrikreihe *Le Ali* im Verlag Marcos y Marcos. Er ist

Gründer und Koordinator der literarischen Plattform *Le parole e le cose*. Gezzi lebt in Lugano, wo er Italienisch an einem Gymnasium unterrichtet. 2016 wurde ihm der Schweizer Literaturpreis verliehen. Der Roman *Adriatica* ist sein erster Roman. Er ist im Oktober 2025 bei Gramma Feltrinelli erschienen und für den Literaturpreis Premio Strega 2026 nominiert.

Übersetzerin



© Jutta Burkhardt

Christiane Burkhardt, geb. 1966, lebt und arbeitet in München. Sie studierte Italienische Literaturwissenschaft, neuere Deutsche Literatur und Kunstgeschichte und arbeitete als Lektorin, bevor sie sich vor über 20 Jahren mit *textkontor* selbstständig machte. Sie übersetzt aus dem Italienischen, Niederländischen und Englischen u. a. Paolo Cognetti, Chiara Valerio,

Paolo Di Paolo, Domenico Starnone, Tom Hofland, Wytiske Versteeg und Ayesha Harruna Attah.



www.nonsoloverlag.de
info@nonsoloverlag.de



Emilie und Tullio treffen zufällig an der Strandpromenade aufeinander. Zwei Generationen, zwei Welten, die unterschiedlicher nicht sein könnten: eine wütende junge Frau voller Träume, die aufbegehrt gegen ihr Umfeld, und ein fast Siebzigjähriger, der sein ungelebtes Leben Revue passieren lässt. Doch ihre tiefe Einsamkeit verbindet sie. Ihre Begegnung findet in einer imaginären Stadt an der adriatischen Küste statt, die beispielhaft ist für das Lebensgefühl in der italienischen Provinz.

Mit *Adriatica* zeigt der Lyriker Massimo Gezzi erneut sein Talent als Erzähler.

MASSIMO RAFFAELI, *Il Venerdì di Repubblica*

Vor diesem Buch gab es *Adriatica* nicht. Jetzt ist *Adriatica* ein unvergesslicher Ort.

ANDREA BAJANI

Die Sprache ist präzise, fließend, poetisch.

LAVINIA MANNELLI, *Tuttolibri, La Stampa*